

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 19. November 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 13.

Blühende Heide.

Von Gertrud Weidmann.

Als der Sommer zu sterben ging,
Silbern sein Haar an den Büschen
hing,
Niel auf die Heide ein letztes Mal
Soll seines leuchtenden Auges Strahl.
Und wo sein flammender Blick geruht,
Flamm't's nun und leuchtet in purpur-
ner Bluth:
Still in des Sommers letzter Nacht
Nist die Heide zum Blühen erwacht!

Die Seehundsjagd.

Humoreske von R. v. R a w i g.

Sie haben beide ihre Gefahren, die Großstadt und die Kleinstadt; dort, im Strudel der Welt verläßt man leicht, hier in dem ewigen Einerlei wird man oft zum Sonderling. Diese alte Erfahrung galt auch für Helmstadt und zumal für zwei der dort garnisonierenden Kompagniechefs, Hauptmann Biltschewski und Hauptmann Altentrod. Solange beide in großen Orten, der eine am Rhein, der andere in Mitteldeutschland, Leutnants gewesen waren, hatten sie fünf gerade sein lassen und einen guten Tag gelebt. Nun aber standen sie beide fast an die zehn Jahre in dem stillen Helmstadt und kannten kaum noch etwas Anderes, als Bindensitz, Passpörlerei der fünften Garnitur, Verpaffung der Mühle über den Hintertopf und ähnliche Scherze. Dieser Dienstleifer war um so löblicher, als Mars, der wohlgestaltete, weithin spähende Kriegsgott, nicht an ihrer Wiege gestanden hatte. Biltschewski mit seiner langen Figur, einem noch längeren Hals und kurzschäftigen Augen, die er stets zu verhehlen bemüht war, bildete das Gegenstück zu dem unterleichten, wohlgenährten Altentrod, dem es nie lustig und frisch genug sein konnte und der noch einen steifen Nordost bei 5 Grad N. Kälte als liebliches Lüftlein pries. Schien die Sonne, dann pflegte Altentrod von „gotteslämmerlichen Brutastern“, „Wüste Kalahari“, „Sodom und Gomorra“ oder was es sonst nur Warmes und Feueriges auf Erden gibt, zu sprechen und zu schwören, er werde sich demnächst bei den Grünländern anwerben lassen; blies ein wenig kühler Wind, dann schauerte Biltschewski zusammen, zog Paletot und Umhang an und erklärte, das Klima Mitteleuropas gehe ersichtlich einer Vergeltung und Eisperiode entgegen. Zufrieden waren die beiden Kompagniechefs nie und sich selber empfanden sie als greuliche Antipoden; ein bald lauter, bald leiser Hader war davon die Folge. Auch mit den hohen Vorgesetzten gerieten sie öfters in Konflikt, wobei sie freilich immer die Rolle des Irrenden Topfes spielten, der von dem eisernen Anfsatz mitgenommen wird. Besonders oft kam dies bei den Herbstmanövern vor, weil hier auch der hohe Vorgesetzte unter den Augen noch höherer und daher auch viel weiserer Vorgesetzten ein wenig nervös zu werden pflegt und seine Nervosität gemeinhin in wohlbedachten Quantitäten gerechterweise nach unten abgibt.

So geschah es auch an dem Schlachttage, bei dem Se. Erzellenz der Herr Divisionskommandeur persönlich zugegen war. Morgens lag dichter Nebel auf den herbstlichen Fluren und der West strich um die Höhen und Wälder. Da ließ Biltschewski, der im eigenen mageren Gebirn erschauerte, die Mäntel anziehen, indem er von Schonung der Truppe, Vorbeugung bezwingerender Erkältungen und Mortalität bei feuchter Luft sprach. Mittags, als die Nebel längst aufgegangen waren und der Wind einlullte, wurde es warm; da ließ Altentrod die Kragen aufmachen, Binden abnehmen und kühlende Mäntel unter die Helme legen. Erzellenz sah beides und monierte es bei der Kritik, als das Offizierskorps der ganzen Division im Kreise ihn umgab.

„Es ist unerhört, bei ein wenig Nebel sogleich die Leute in Pelze zu stecken!“ sagte er. Altentrod nickte kräftig Beifall und lächelte ironisch, was Biltschewski sehr übel aufnahm. „Es ist aber eben so unerhört“, fuhr Erzellenz fort, „bei jedem Sonnenstrahl Maßnahmen zu treffen, als wären wir in Afrika.“ Jetzt stimmte Biltschewski durch Wadeln seines langen Halses bei, und darüber war Altentrod höchst empört.

Waren sie je Feinde gewesen, so wurden sie es heute noch zehn Mal mehr. Wuthgeschwollen ritten sie ne-

ben einander von der Kritik zurück, und ohne ein Wort zu wechseln, rühten sie Beide in dasselbe Quartier, Gut und Dorf Grünfelde, ein, nachdem ihr Bataillonstammandeur Major Schmidt, sie alle Beide noch einmal kräftig gestaut und von den „unangenehmsten Konsequenzen“ gesprochen hatte.

„Ich wünsche Einheitslichkeit in meinem Bataillon“, hatte er gesagt. „Geben Sie Hand in Hand, meine Herren, aber nicht jeder seine extravagante Spezialtour. Das bitte ich gefälligst in der Erinnerung zu behalten!“

Gut Grünfelde gehörte der vermittelten Geheimrätin Kiechert, die, umgeben von zwei Töchtern und einer Nichte, die Herren sehr lebenswürdig empfing und ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen suchte. „Mein ganzer Besitz steht Ihnen zur Verfügung“, sagte sie. „Vielleicht ist einer der Herren passionierter Jäger? Sogleich am Ende des Parks befindet sich ein kleiner See, in diesem schilfigen Ufer viel Gebügel haust. Die Jagd auf Hühner und Enten ist ja auch schon eröffnet.“

Biltschewski war alles Andere, als Waldmann, aber er that stets so, als ob er ein Nimrod sei; denn er glaubte auch dadurch seine schwachen Augen zu bemänteln und seine Felddienfähigkeit zu beweisen. So nahm er auch jetzt die Gelegenheit wahr, prüfte mit Interesse die hübsche Flinte, die ihm von der Geheimrätin zur Verfügung gestellt wurde, und versprach, einiges Wild auf den Tisch zu liefern. „Wir begleiten Sie nach dem See“, sagte die Hausfrau, „es ist ein hübscher Weg. Vielleicht nach dem Dinner? Da ist auch die beste Schußzeit.“

Altentrod hörte nach diesem Gespräch nur mit halbem Ohr, denn sein Geist war ganz wo anders. Er grübelte über die bitteren Bemerkungen nach, die er heute von seinem Vorgesetzten hatte einstecken müssen, und kam zu dem Schluß, sie seien nicht ganz unberechtigt gewesen. „Ich bin wirklich etwas empfindlich“, sagte er zu sich selbst, „und ich muß etwas thun, um meiner Natur zu helfen. Ich brauche Abkühlung. Zwei kalte Bäder täglich werden sicherlich meine Temperatur herabsetzen. Außerdem werde ich mir das Haar ganz kurz abschneiden lassen, einen Willmetzer lang! Und zwar noch heute. Ein Keil bei meiner Kompagnie ist ja Barbier, der soll mich vornehmen!“

Dies geschah denn auch. Hatte Hauptmann Altentrod noch bei Tisch mit einer stattlichen schwarzen Nähnne und durchgehenden Scheitel aufwarten können, so verwandelte ihn gar bald die Hand eines tumbigen Mustetiers und Barbiers gänzlich. Auch der Bart wurde in englischer Weise gestutzt und Altentrod fand bei einem Blick in den Spiegel sich angenehm verändert.

„Sehr gut, mein Junge“, rief er, „sehr gut!“ Nun aber große Abwöhnung, am besten Fluhbad! Ist hier nicht so was in der Nähe?“

„Zu befehlen!“ antwortete sein Burleske. Ganz hinten am Ende des Parks ist ein großer Teich. Heute Mittag, als wir eintraten, habe ich dort Leute haben gesehen.“

„Famos“, sagte der Hauptmann, „auf in die plätschernden Fluten!“

Zehn Minuten später stand er am Rande des hübschen Gewässers, das ganz einfach und abgelenkt war und in der Abendsonne freundlich schimmerte. Eine Wiese mit Gebüschen bot sich als Auskleideplatz, und bald darauf schwamm Altentrod munter wie ein Fisch dahin.

„Wasser! Wasser!“ jauchzte er, „der alte Grieche hatte wirklich recht, als er sagte: Wasser sei das Allerbeste!“

Nach einer Weile hatte er genug und wollte eben an das Ufer schwimmen, als zwischen den Baumgruppen Gewänder in lichten Farben sichtbar und Tritte hörbar wurden.

„Schödschwerenoth! — Was ist das? Ich glaube, da kommt wer! Beim Zeus und allen Himmelshehen! Das sind ja die Damen des Hauses und Biltschewski! Hoffentlich gehen sie vorbei und sehen nicht her.“

Es war wirklich Frau Geheimrätin Kiechert mit ihren Töchtern und dem Gaste, die im langsamen Promenadenschritt naheten. Biltschewski hatte die Flinte umgehängt und ließ sich die Brutplage der Wildenten und anderen Wasservögel zeigen. Altentrod sah, daß die Geheimrätin mit der Hand nach verschiedenen Plätzen des Ufers und auf die Seefläche hindeutete. Trotzdem er im tiefen Wasser

war, überließ es ihn siedend heiß: „O Gott — ob sie mich sehen? Jetzt hilft nichts, als tauchen! Ja, tauchen! Hupp!“

Mit großer Gewandtheit verfiel er unter den Fluten, nachdem er die ganze Brust voll Athem genommen. Fast eine Minute blieb er unter Wasser, dann mußte er wieder empor zum rosigem Licht: „Vrrr!“

„Tantchen! Kennchen! Herr Hauptmann! Sehen Sie doch, was da aufsteigt!“ rief in diesem Moment die Nichte, „dort — zwanzig Schritte vom Ufer — etwas Rundes, Graues, Glänzendes! Ein ganz glatter Kopf.“

„Wo, wo!“ schrie Biltschewski, der seinen Keifer nicht sogleich fand — „ah — ja! Ich sehe es auch! Ein Seehund! Ein veritabler Seehund — meine Damen, wie kommt so ein Vieh in Ihren See?“

„Das sind ja läbliche Fischräuber!“ rief die Nichte. „Schießen Sie ihn ab, Herr Hauptmann, schießen Sie ihn ab!“

Als Altentrod dies hörte, packte ihn der Schrecken. Er begann mit Armen und Füßen zu schlagen und mit dem Munde Wasserstrahlen emporzuspritzen. Dazu brüllte er: „Fort — fort — fort — fort! Vrrr! Hupp!“

Eine panische Angst ergriff die Damen, Biltschewski legte die Flinte an: „Bum!“ knallte der Schuß — natürlich weit am Ziel vorbei! —

„Mensch — Sie mordeten mich!“ gellte eine Stimme, — dann legte sich der dicke Pulverdampf auf das Wasser, während die Geheimrätin, einer Schmachtsache, auf den Rasen sank. Biltschewski und die jungen Mädchen sprangen ihr bei, und daher entging es ihnen, daß eine undefinierbare, rundliche, triebende Gestalt durch das Schilf sich hindurchdrängte, ein Bündel Kleider ergriff und dann im Galopp zwischen den nächsten Büschen verschwand.

Seit diesem Tage sind die beiden Hauptleute die Freunde. Sie haben im beiderseitigen Wohlstande einen Interesse es nicht für nötig befunden, den Einzelheiten der Seehundsjagd nachzugehen und nur erzählt, Grünfelde sei ein reizendes Quartier gewesen. Das Bataillon aber hat von dieser Freundschaft den Vortheil. Wenn Biltschewski friert und Altentrod schwitzt, dann konstatieren sie gemeinsam, daß „Normaltemperatur“ herrscht, und dann erntet das Exerciren stets das uneingeschränkte Lob aller hohen Vorgesetzten. —

Bayerns Hauptstadt.

Eine der ganz seltenen Schönen, die zu Josep Verehrer und doch keine Feindin haben, so steht die Münchenerin unter den Städten des deutschen Reiches da. Wird auch ab und an einmal über eine ihrer kleinen Launen ein bißchen gekostet, man hat sie doch in Nord und Süd gleich herzlich gern und jeder der anderen Städte wird ihr wüßig zugestehen, daß sie ihre besonderen Reize hat, denen man bis weit über die Reichsgrenzen hinaus männiglich gut sein muß.

Die ungeheure Verschiedenheit der Milieus, die sich in dieses München verleben, läßt den Beobachter sofort erkennen, daß nicht eine einzelne Eigenschaft, sondern nur ein Aneinander von Vorzügen die vielen unter den einen Hut der Sympathie bringen kann.

Mindestens zwei solcher anziehenden Einzelzüge sind ja auch durch gesellige Schlagworte in aller Welt bekannt: Münchner Kunst und Münchner Bier; oder: Münchner Bier und Münchner Kunst — ganz nach Wunsch der Kunst- und Bierfreunde. Zu den beiden kommen aber noch zwei weitere Sonderreize. In unterschiedlichem Maße wirkt jeder von ihnen auf die meisten Besucher ein. Den einen Reiz bildet Münchens Lage auf der Höhe — unmittelbar am Fuß der Alpen, unsern dem sonnigen Südländ. Der andere erwacht aus den süddeutschen und bawarischen Eigenheiten der südblichsten reichsdeutschen Großstadt und größten süddeutschen Hauptstadt. All die vier Hauptzüge vereinen sich in unaufhörlich reger Wechselwirkung zu dem Gesamtscharakterbild Münchens.

München hatte freilich vor hundert Jahren kaum den fünfzehnten Theil seiner heutigen Einwohnerzahl, die die halbe Million längst überschritt. Was es aber damals an Baudentmälern besaß, u. sich großentheils seitdem erhalten hat, gibt den gewichtigen Grundton in der Tonfarbe der heutigen Münchener Stimmung. Wer könnte sich ein München denken ohne die Ueberreste der alten, zu Ausgang des 18. Jahrhunderts abgetragenen Befestigungswerte — das Karlsthor, das heute noch für den Fremdling den Eingang zum Stadthorn bildet, das Karthor (beide zwar stark verneuert), und das fünfshundertjährige Sendlingerthor — ohne die noch ein wenig ältere backsteinene Frauenkirche mit ihren unvollendeten, fast dreihundert Fuß hohen, maßstabähnlich bedeckelten Zwillingsthürmen, ohne die vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts stammende St. Michaels-Hofkirche an der Neuhauserstraße, ein Muster des Jesuitenstils, und den schlanken Alten Peter, den Thurm der zuerst 1181 gebauten Peterkirche! Wer möchte das alte gotische Rathaus mit dem massigen Durchgangsbogen unter dem zierlichen Althornturm entbehren oder südlich gegenüber dem Hoftheater den Alten Hof mit den Resten von der ältesten Residenz der bayerischen Herzöge, nördlich vom Hoftheater die weitläufige Gebäugruppe der vierhundertjährigen alten Residenz!

Es ist nicht alles gut deutsche Art, was München aus dem sechzehnten Jahrhundert bis über die Mitte des neunzehnten hinaus an Baulichkeiten erhalten hat. Renaissance und Barock haben nicht nur die Bauweise beeinflusst, zuweilen wurden auch bestimmte wälsche Vorbilder unbesungen nachgeahmt. Einer der bekanntesten Theile von München zeigt das recht deutlich: die Fassade am Königsbau der Residenz. Ist eine Kopie des Palazzo Pitti in Florenz, Schloß Rumpenburg ist ein Klein-Verailles, die Feldherrnhalle eine neue Loggia bei Venedig, die Theatinerkirche daneben echt römisches Barock, die Flaggenmasten davor und die Tauben sind unverfälschtes Venedig.

Andererseits aber wurden doch die italienischen Renaissance- und Barock-Motive hier vielfältig mit dem einheimischen Wesen verschmolzen. Und die gegenwärtig herrschende Münchner Architektur (soweit sie nicht von der thüringischen vorausgesetzten Tendenz des jüngsten Kunststrebens berührt ist) vereint bewußt Elemente der deutschen Renaissance und des süddeutschen Barock mit modernen Zweckmäßigkeitsgedanken zu einem neuen Stil. Gegen ihn wirkt z. B. die unruhige Gotik des neuen Rathhauses (je zur Hälfte 1874 und 1906 vollendet) heute schon fast veraltet.

Den neuen Münchner Baustil, der natürlich nicht auf ein einziges Schema oder eine einzelne Persönlichkeit festgelegt ist, bekunden die meisten Privathäuser in den vornehmen neueren Straßen, ferner die Schulhäuser und Hofbräuerei Theodor Hofbräuers, im ganzen auch das mehrstülige Nationalmuseum Gabriel von Seidl (der den im Werk begriffenen großartigen Neubau des Deutschen Museums ebenfalls schaffte) Emanuel von Seidls Augustinerbräu, Max Littmanns Hofbräuhaus, Prinzregententheater, Künstlertheater u. s. w., Friedrich Thierschs Justizpalast und andere Monumentalbauten. Bei unterschiedlichem Hervortreten des Persönlichen oder des Adämiatischen verbindet die Werte dieser und verwandter Baumeister ein gemeinsames Streben nach kraftvoll-ehelichem Ausdruck unter selbständiger Verwerthung der bewährten älteren Formen.

So alt wie das Königthum der Wittelsbacher, also hundertjährig, ist der ununterbrochene Aufstieg ihrer Hauptstadt zur Kunsthauptstadt, zur lebenswürdigsten Kunstgroßstadt. Was der verdienstvolle Mar Josef, Bayerns letzter Kurfürst und erster König, vorbereitete und begann, führte sein Sohn Ludwig I. weitführend und beharrlich zur Höhe des Gelingens.

Im veränderten München die alte Pinakothek, die neue Pinakothek, die Glyptothek, die Propyläen, das Odeon, die Ludwigstraße mit der Hof- und Staatsbibliothek, der Ludwigskirche, der Universität, dem Siegesthor und noch vieles andere.

Ludwigs Sohn, Maximilian II., setzte den Ausbau der Stadt mit Eifer fort, was am aufschaulichsten die gotisch angehauchte Maximilianstraße mit dem alten Nationalmuseum, gegenwärtig Heim des Deutschen Museums für Naturwissenschaft und Technik, und dem hoch über der Stadt den Abschluß bildenden Maximilianeum bekundet.

Sein Sohn Ludwig II. hat sich als Bauherr bekanntlich in den Königsschlössern der oberbayerischen Gebirgs- und Seelandschaft prunkvolle Denkmäler gesetzt; auch darin konnte man am Ende eine Ergänzung der Verschönerungsarbeit, die seine Vorgänger zu München leisteten, erkennen. Sicher wenigstens kommt seit zwei Jahrzehnten der starke Besuch von Herrschenden, Hofschönwagern und Reichswäntern auch den Münchnern zugute.

Heute weiß jedes Kind in München, wie reiche Zinsen — richtige Baargeldzinsen — die Kunstliebe der Wittelsbacher, die im Prinz-Regenten Luit-

pold (einem Sohn Ludwigs I.) lebendig fortbauert, dem Stadtwesen und ganzen Lande tagtäglich einbringt.

Nicht wegen der großen Bilderausstellung oder wegen der Wagner- und Mozartfestspiele, noch wegen des Hofbräuhauses und der reichlich gediehenen Bierfelder, oder wegen des neuen Ausstellungsplatzes und des Künstlertheaters allein reisen nun alljährlich viele Tausende nach München, sondern weil dieses Stadtbild außer all den erwähnten Vorzügen noch vieles andere zu bieten hat: die lieblichen Anlagen, die schönen Brunnen und Brücken, dem weiten Park des englischen Gartens und die rauschende Isar, oft auch ein wenig herbe Boralpenluft und den Münchener Fräulein mit seinen Redouten, und über alledem: einen wunderbar kräftigen Willen zur Heiterkeit, der theils mit derber Lebenslust, theils mit reinem Schönheitsgeist das Häßlich-Trübe bekämpft.

Elefantenzucht im Kongostaat.

Der letzte Band des „Bulletin Officiel“ des unabhängigen KongoStaates bringt eine Beschreibung der Elefantenzucht in Api im Distrikt Uele. Wieso! die fragliche Zuchtanstalt erst einige Jahre besteht, hat sie schon sehr erfreuliche Ergebnisse gezeitigt. Man hält dafelbst gegenwärtig 25 Elefanten in der Höhe von 5½ Fuß. Ein schon vor mehr als 10 Jahren gefangenes Weibchen ist das Haupt der Elefantenzolonie, obwohl einige andere Thiere dieselbe an Größe übertagen. Zuweilen unternimmt man mit diesen Elefanten Ausflüge und dieselbe betragen sich dann tadellos. Sie lassen sich ruhig, auch von Europäern, besteigen, sie tragen die Cornacs, die Lebensmittel und das Jagdpersonal. Nachts werden sie auf der Weite in rasch hergestellten Eingezäunungen untergebracht, in welchen sie sich ruhig schlafen legen. Unterwegs sind sie von außerordentlicher Aufmerksamkeit und Klugheit. Durch Stimpfe schreiten sie ohne Schwierigkeit, sie besteigen alle Hindernisse, die sich am Wege befinden. Kommt aber ein heiler Abhang, so rutschen sie auf den Hinterfüßen herab, während beim Aufsteigen sie die Vorderfüße bei den Knien abbiegen. Die meisten dieser Elefanten sind schon vollständig dreifüßig und helfen bei den Bahnbauten durch Herbeibringen des Bauholzes.

Die Zeppelein-Wahnsinn oder der empfindene Wahnsinn.

Der Zeppelein-Wahnsinn in Deutschland, unter diesem Titel veröffentlicht der „Figaro“ die Zuschrift eines in den deutschen Ländern reisenden Franzosen: Frankfurt ist nicht Frankfurt mehr, es ist die Zeppelein-Stadt. Im Juli wurde dort eine interessante Ausstellung leibbarer Luftschiffe und Aeroplane eröffnet, die schon gelegen ist. Untere Anstände wurden dort mit ihren Ballons sehr gut empfangen, die Aeroplanaufzüge werden mit Beifall begrüßt, und wenn Parafesal oder Kleit mit ihren Leutnants ausfahren, folgt man freundlich mit dem Blick ihren Evolutionen. Was aber unerhört, unverständlich ist, das ist der Zeppelein-Wahnsinn. Der Zeppelein kam eines Abends nach allerlei Unfälle an, und sofort gab's ein waches Delirium. Von diesem ersten Abend an gingen die Frankfurter nicht mehr zu Bett, um ihren „nationalen Grafen“ zu erwarten. Jedemal, wenn seitdem eine Ballonausfahrt angekündigt wird — und ich sah für meinen Theil vier an einem Tag — durchlaufen die Jungen die Straßen und schreien: „Der Zeppelein! Der Zeppelein!“ Bei diesem Zaubermotz bleiben alle Spaziergänger wie zur Salzfäule erstarrt stehen, die Nase in der Luft; die Ladeninhaber eilen auf die Straße; natürlich folgen ihre Kunden; die Büros sind im Handumdrehen leer, die Balkone sind schwarz von Menschen, vom Keller bis zum Sieder laufen alle herbei — jeder Betrieb hört auf. Wenn in den Lüften die interessante Silhouette des Zeppelein sichtbar wird, schreien die Männer „Hurrah!“ Die Frauen winken mit den Taschentüchern und die Jungen, die hinter ihm durchlaufen, rennen in die Weine der Gassen. — Ueberall Händel mit Zeppelein-Andenken. Die Ausläser sind voller Zeppelein. Die Musikhändler verkaufen den Zeppelein-Walzer, die Zeppelein-Hymne, den Luftpolka u. s. w. Die Porzellanfabriken halten Geisse in Zigarrenform fest, die Kreditnoten bieten Zeppelein-Schachteln an, Zeppelein Eis u. s. w., die Weißzweigschäfte thürmen Taschentücher, Servietten, Schürzen u. s. w. auf, auf die das Zeppelein-Bild geschildert wurde; die Weidenkörbe haben die Zeppelein-Norm — ich finde kein Ende! Und kein Mißklang nirgend. Warum dieser Wahnsinn? Weil der Graf alles groß sah, weil

dieser Leutbare gewiß schöner imposanter ist, als alle anderen, ob er fährt oder nicht fährt, daran liegt ihnen wenig. Das Kriegsschiff, das Bildniß der Kraft ist's, das sie alle grüßen. Man hatte ihnen gesagt: „Dieser ist's, der in den Krieg geschickt wird!“ Mehr war nicht nötig, u. ein Deutscher sagte mir: „Sehen Sie sich nur diese begeisterten Menschen an; verlangen Sie von ihnen nur einen Obolus für den Zeppelein: alle werden geben, und wenn es auch nur ein Pfennig ist.“ Wir Franzosen, die immer spötteln müssen, sollten uns ein Beispiel nehmen an diesen Leuten. Eine nationale Subskription müßte eröffnet werden, um auch unseren Erfinder die Fortsetzung seiner Versuche zu ermöglichen. Lassen wir uns nicht das Verdienst rauben, ich will nicht sagen, den Spott entbedt zu haben, sondern das Zukunfts-Fahrzeug, sowohl in Friedens-, wie in Kriegszeiten.“

Der „Figaro“ scheint gar nicht zu merken, wie er durch seine Ruhmverwendung seine eigene Kritik kritisiert und sich selbst lächerlich macht.

Eric Sisse bei Augenverletzungen.

Nach der Angabe namhafter Augenärzte ist in der Gegenwart eine Zunahme der Augenverletzungen zu verzeichnen. Das hängt ohne Zweifel mit vielen modernen Betrieben und wohl auch mit der größeren Ausbreitung der Kurzsichtigkeit zusammen. Es ist darum wünschenswert, daß auch der Laie über die erste Hilfeleistung bei Augenverletzungen genauer unterrichtet wird, daß er weiß, was er tun soll und darf, und was er unterlassen muß; denn durch ungewöhnliche Behandlung des verletzten Auges kann oft der größte Schaden angerichtet werden. Der Laie wird hauptsächlich denn helfen können, wenn Fremdkörper aller Art, wie Staub-, Ache- und Kohlentheilchen, Samenbüschel, Insektenflügel u. dal. in das Auge gedrunken sind. Wie wohl die meisten aus Erfahrung wissen, erzeugen diese kleinen Gegenstände im Auge die heftigsten Beschwerden. Häufig werden sie durch den Tränenstrom fortgeschwemmt, nicht selten aber sitzen sie so fest, daß sie mit fremder Beihilfe entfernt werden müssen. In diesem Falle sorge der Helfer zunächst dafür, daß er auf die allerreinlichste Weise den nötigen Eingriff mache. Er wache also gründlich die Hände und etwaige Hilfsmittel, die er benutzen will. Sigt der Fremdkörper im Augapfel, im Lidwinkel oder im Unterlidrande, so ist er leicht zu entdecken. Man entfernt ihn am besten mit etwas feuchter Verbandwatte oder mit einem aus reinem weissen Papier zurechtgedrehten Papierrollchen von Streichholzstärke, niemals aber benutze man dazu die Finger oder gebrauchte Taschentücher oder Schwämme. Schwieriger gestaltet sich die Abhilfe, wenn der Fremdkörper im Oberlide sitzt. Man muß dann den folgenden Handgriff anwenden: Der Helfer läßt den Patienten abwärts sehen, faßt in schonendster Weise den Oberlidrand und dreht, indem er mit dem Daumennagel der freien Hand oder mit einem dünnen Bleistift oder einem Streichholz die Oberlidmitte abwärts, drückt das Oberlid schnell um. Nun hebt sich der Fremdkörper von der roten, feuchtglänzenden Innenfläche des Lides deutlich ab, da er meist andersfarbig ist.

Eine besondere Vorsicht erfordert aber die erste Hilfeleistung, wenn ein Fremdkörper in die durchsichtige, vor der Pupille und der Regenbogenhaut liegende Hornhaut des Auges eingedrungen ist. Hornhautwunden sind besonders gefährlich; gehen sie in Eiterung über, so kann, wenn die eiternde Fläche noch so klein ist, das Sehvermögen in wenigen Tagen hochgradig herabgesetzt werden und dauernde Invalidität eintreten. Der Laie wage also nur die ganz oberflächlich auf der Hornhaut sitzenden Fremdkörper in so leichter und schonendster Weise zu entfernen. Sigt der Fremdkörper tiefer, oder weist die Hornhaut Verwundungen auf, so hat der Laie das Auge mit dem reinsten Verbandmaterial, das zur Stelle ist, zu verbinden und den Verletzten schleunigst dem Augenarzt zuzuführen. Ein Auswaschen des Auges hat in diesem Falle zu unterbleiben, der Tränenstrom ist das beste Reinigungsmittel.

Am Weirathsbüreau.

Junger Mann (als ihm eine ältere Dame voransteht): „Die soll erst fünfzigjährige Jahre alt sein! Da hat sie sich aber viel Zeit dazu gelassen!“

Den Werth des Schweigens lehrt uns am besten ein Schwärzer.

Wenn eine Frau klug ist, läßt sie das ihren Mann nicht merken.